

Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann

Sonntag Estomihi, 26. Februar 2017, 18 Uhr

Predigt über Lukas 10,38-42

Gnade sei mit euch und Frieden von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Der Predigttext, der für heute vorgesehen ist, steht im Evangelium nach Lukas.

Als sie aber weiterzogen, kam er in ein Dorf. Da war eine Frau mit Namen Marta, die nahm ihn auf. Und sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seiner Rede zu. Marta aber machte sich viel zu schaffen, ihnen zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: Herr, fragst du nicht danach, dass mich meine Schwester lässt allein dienen? Sage ihr doch, dass sie mir helfen soll! Der Herr aber antwortete und sprach zu ihr: Marta, Marta, du hast viel Sorge und Mühe. Eins aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden.

Drei unter einem Dach. Martha, Maria, Jesus. Drei unter einem Dach. Zwei Schwestern und ein Gast. Und eine Dynamik entsteht, die einen hineinzieht in die Konflikt-Konstellation. Auf welcher Seite stehen Sie? Da ist Martha. Chefin des Hauses. Denn das bedeutet ja ihr Name: Martha, die Herrin. Ein Gast ist gekommen. Schön soll es werden. Gastlich das Haus, einladend die Bewirtung. Da gibt es viel zu tun. Die Wasserkrüge müssen gefüllt werden. Das Essen auf dem Ofen darf nicht anbrennen, die Früchte werden gerade angeliefert, und der Träger wartet auf seine Bezahlung. Den Knechten muss Anweisungen erteilt werden, das Bad zu richten. Die Teller noch mal polieren, die Hühner aus der Küche jagen. Und wo, zum kuckuck, haben die Mägde den Wein hingestellt? Martha weiß nicht, wo ihr der Kopf steht. In ihrem Herzen ist die Freude darüber, einen Gast zu haben, schon ziemlich klein geworden. Und dann fällt ihr Blick auf Maria, ihre Schwester, die ganz versunken, dem Gast zu Füßen sitzt und seinen Reden lauscht. Ärger steigt in ihr auf. Ärger über die Schwester, die nie von allein sieht, was getan werden muss. Sie sollte wissen, dass ein Gast nicht nur reden, sondern auch etwas essen und trinken möchte. Ärger auch über diesen Gast, dem all ihre Mühen, ihm einen angenehmen Aufenthalt zu schaffen, ziemlich egal zu sein scheinen. Ärger auch über sich selbst, dass sie immer wieder in die alte Rolle fällt, für die es doch kaum einmal Anerkennung gibt.

Luther übersetzte: Martha machte sich viel zu schaffen. Aber genauer übersetzt müsste es heißen, an ihr wird von allen Seiten gezerrt. Peristastai, das meint eher ganz absorbiert sein, in Anspruch genommen sein. Hin- und hergerissen, ja zerrissen werden.

Martha kommt mir immer näher. Es ist nicht nur der eigene Tick, dauernd dienstfertig zu sein. Es sind auch die Aufgaben, die sich türmen, die unterschiedlichen, häufig genug gegensätzlichen Erwartungen, die einfach nie zu befriedigen sind. Viele von uns kennen das doch. Da gibt es angeordnete Doppelschichten. Unbezahlte Überstunden. Leiharbeit mit sittenwidrigen Verträgen. Menschenverachtender Zeitdruck. Besonders Menschen, die in Pflegeberufen arbeiten, wissen davon zu berichten, wie der äußere Druck sich zu diesem Druck im Magen auftürmt, wie die Erwartungen der Patienten das Herz zum Rasen bringen. Wer sagt da mal: lass mal gut sein. Wer sagt da schon: Du hast genug geschafft?

Martha hat Sorgen und sie macht sich Sorgen. Es ist vielleicht gar nicht die Menge der Arbeit, der Zeitdruck, der sie mürbemacht. Aber wenn der Eindruck wächst: während ich hier meinen Dienst tue, entgeht mir das wesentliche, dann wird der Dienst zur Qual. Wenn doch wenigstens jemand merkte, was mit mir los ist. Wenn doch wenigstens jemand sähe, wie es mir wirklich geht...

Da ist Maria, die - vermutlich jüngere - Schwester. Ein Gast kommt zu ihnen, dessen Geschichten ihm vorauseilen. Von ihm wird so viel erzählt, dass sie es kaum erwarten kann, ihn selbst zu hören. Wunder soll er vollbringen können. Das ganze Dorf zerreißt sich das Maul über ihn. Er verkehrt mit Zöllnern und Huren, mit Männern und Frauen, keine Hütte scheint ihm zu arm, kein Ganove zu anrchig. Und die, die ihn erlebt haben, sind irgendwie verändert. Als seien sie aus ihren Gefängnissen herausgekrochen, haben zu atmen gelernt und zu lachen, haben alles hinter sich gelassen, was ihr altes Leben war. Besitz, Familie, das Ansehen der Nachbarn, die aussichtsreichsten Geschäfte – alles schien für sie unwichtig geworden zu sein. Nur seine Nähe war wichtig. Seine Worte, so unerhört... Liebet eure Feinde, hat er gesagt. Seid barmherzig. Selig sind die Armen, die Hungernden, die Weinenden. Ihnen gehört das Reich Gottes. Freut euch an jedem Tage und springt vor Freude, denn euer Lohn ist groß im Himmel. Was für Worte! Himmlische Worte! So als kämen sie nicht aus dem Mund eines Mannes, sondern von wer-weit-woher. Und dieser Rabbi kommt in ihr Haus. Macht Rast bei ihnen. Kein Wort will sie versäumen. Keinen Ausdruck seines Gesichts verpassen. Egal, was die anderen von ihr denken. Es schickte sich ja eigentlich nicht, sich als Frau zu Füßen eines solchen Meisters zu setzen. Egal, was sich schickt, egal, wie sie die Stirn runzeln, egal, wie ärgerlich der Blick ist, den Martha auf sie richtet. Dieses eine Mal will sie nicht die dienstbereite Schwester sein, die sich bescheiden im Hintergrund hält. Dieses eine Mal nicht still in der Küche werkeln, damit das Essen auf den Tisch kommt und das Wasser frisch aus den Krügen fließt. Dieses eine Mal will sie nicht die Gastgeberin sein, die macht und tut, damit alle versorgt werden. Dieses Mal geht es um sie und um ihr Leben!

Marthas Blick fällt auf Maria. Doch Maria scheint die Erwartung gar nicht zu spüren. Immer schon hatte sie diese Art, dann, wenn alles zu kollabieren drohte, auf Traumreise zu gehen. Sich zurück zu ziehen, nicht ansprechbar zu sein. Martha alles zu überlassen. Sie würde schon den Überblick behalten, sie würde schon vorausschauend alles regeln. Klar wird sie, wird sie. Was bleibt ihr anderes übrig. Was, wenn sie sich jetzt auch noch dorthin hocken würde und an sich und ihre eigenen Bedürfnisse denken? Wenn ein Gast kommt, geht es doch nicht um mich, sondern um den anderen. Er hat Hunger und Durst, er will sich den Staub von Füßen und Händen waschen. Er ist bestimmt müde von der langen Wanderschaft und möchte ein sauberes Bett. Will vielleicht einfach mal seine Ruhe haben nach all den Strapazen. Nicht schon wieder reden müssen, lehren müssen. Einfach Ruhe. Warum begreift Maria das nicht? Und warum sieht Er das nicht? Unsichtbar scheint sie für ihn zu sein mit all ihrer Mühe, die doch ihm gilt. Kein Wort für sie, keinen Blick. Auch er ins Gespräch mit Maria vertieft als gäbe es nichts Anderes. Und der rger bricht aus ihr heraus. Herr, fragst du nicht danach, dass mich meine Schwester lässt allein dienen? Sage ihr doch, dass sie mir helfen soll!

Liebe Gemeinde, lassen Sie uns die beiden für einen Moment verlassen und auf uns schauen. In fast allen Zusammenhängen gibt es diese Martha-Menschen. Und zumeist sind es Frauen. Frauen, ohne die unser Gemeinwesen längst kollabiert wäre. All diese Marthas, die so selbstverständlich für andere da sind. Die die Alten pflegen und in den Heimen Besuchsdienste übernehmen. Die die Kinder betreuen oder die Kranken pflegen, dies alles für empörend wenig Geld. Die an den Betten der Sterbenden sitzen und dabeibleiben, wenn so mancher Mann längst Reißaus genommen hat. Und gar nicht zu sprechen von den Kirchen und Gemeinden. Mit Martha-Menschen wird in ihnen stillschweigend gerechnet. Unsere Kirche lebt von dem selbstlosen Einsatz so vieler Helferinnen und Helfer. Meist im Hintergrund tätig, damit alles läuft. Und oft genug ergeht es ihnen wie die Martha in der Geschichte. Sie bleiben unsichtbar. Der Scheinwerfer ist auf andere gerichtet. Da ist es gut, wenn Martha aufmuckt. Sie reagiert nicht depressiv, nicht psychosomatisch, nicht heimlich beleidigt. Sie wird zornig. Das schafft ihr Luft, das bringt Klarheit. Und Jesus? Er sieht sie an. Er spricht sie an. Weißt ihren Namen. Martha, Martha. Du hast viel Sorge und Mühe. Er hat es gesehen. Nimmt sie wahr. Endlich. Sorge und Mühe. Aber er ist kein Schiedsrichter. Er will nicht eine Schwester gegen die andere ausspielen. Er wendet sich Martha zu, sieht ihr ins Herz. Er sieht hinter die Fassade der Hausherrin und tüchtigen Gastgeberin ihre Bedürftigkeit. Martha, Martha, und ich höre darin vor allem seine Besorgnis. Sieht ihre Gefahr, sich selbst zu überfordern. Kein reines

Frauenproblem übrigens. Denn so wie hier Martha, wird er später Simon Petrus ansprechen: Simon, Simon. Auch so einer, der sich mehr vornimmt als er schaffen kann. Auch so einer, der die Fürsorge Jesu nötig hat. Fürsorglich geht er auch mit Martha um. Schaut hinter die Kulissen der gepflegten Gastlichkeit. Er sieht sie, wie sie wirklich ist. Er hat nichts gegen tüchtige Menschen, aber er spürt doch, dass sie etwas Anderes antreibt als der Wunsch, der besondere Gast möchte sich doch recht wohl bei ihr fühlen. Dass sie auch seine Zuwendung braucht, seine Worte. Seine Gegenwart.

Die fleißige Marta also kümmert sich um vieles, vielleicht um viel zu Vieles: peri polla,- - wie es im Griechischen heißt: um so vieles herum. peri polla: Aber wo ist die Mitte, das Zentrum? Das, was Halt gibt im täglichen Sorgen und Schaffen. Was Kraft gibt und Wärme. Die Mitte, aus der es leuchtet. Die, Mitte, die das Leben hell macht und verwandelt. Das Sorgen verwandelt. „Eins aber tut not. Maria hat das gute Teil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden.“

Jesus will Marta nicht gegen Maria ausspielen, sondern zu ihr (und zu sich) in die Mitte des Lebens holen. Er ist der besondere Gast. Der hier aufgenommen wird, ist nicht nur einer, der Hunger hat, sondern der von sich sagt: ich bin das Brot des Lebens. Er ist nicht nur einer, der unterwegs ist, sondern der von sich sagt: ich selbst bin der Weg für euch. Bei den Mahlzeiten ist er nicht nur der, für den wir mitdecken, sondern er ist der Ursprung und Geber aller Gaben. Wenn wir zusammenkommen in seinem Namen, wartet er nicht zuerst auf unsere Angebote, sondern er selbst will austeilen, was wir zum Leben brauchen.

Maria hat das gute Teil erwählt. Bei diesem Gast kann man alles lassen. Das haltlose Sorgen, das Schaffen, all das Kümmern um Vieles und zu Vieles, das Drumherum, das uns ständig beschäftigt und die Kräfte verbraucht. Die ganze tödliche Hektik des Lebens. Weil er da ist und austeilt, darf ich still werden und empfangen.

Lasst uns beten:

Gott, lass mich vor dir schweigen, damit ich dich hören kann.

Und in die bleiben – Damit du in mir wirken kannst.

Mich dir öffnen, damit du eintreten kannst;

Vor dir leer werden, damit du mich füllen kannst.

Lass mich still sein und wissen, dass du mein Gott bist. Amen